

(Nachdruck verboten.)

Ita Haine.

21]

Novelle von S. Zuckewitsch.

„Glauben Sie mir Esther, nie vergesse ich Ihnen das Gute, was Sie getan, nie!“

Sie trat wieder ans Fenster und stand dort eine Weile und sah weinend, wie das Kind die Arme bewegte und sich hin und her wälzte. Dann wandte sie sich zu Esther und gab ihr noch 50 Kopfen.

„Schicken Sie es nach Hause,“ sagte sie, „Ihr Mann kann dafür was für die Kinder kaufen.“

„Gehen Sie nur,“ wiederholte Esther, „ich muß wieder zum Kind.“

Sie wies ihr mit der Hand den Weg und ging. Ita verirrte sich wieder im Hof und suchte verständnislos den Weg zum Ausgangstor. Aber neben einem der Gebäude sah sie eine Frau, die ihr bekannt vorkam. Sie trat näher, sah sie aufmerksam an und erkannte zu ihrer Verwunderung Zirel.

„Wie, Sie sind's?“ fragte jene mit ihrer heiseren Stimme. „Wie kommen Sie hierher, ist Ihr Mann krank?“

Ita war beinahe erfreut, sie zu sehen. Sie rief in ihr die Erinnerung an die Zeit wach, als das Kind noch ihr gehörte und die Bewunderung aller erregte.

„Nein, der Mann nicht, aber das Kind,“ antwortete sie. „Es hat den Krupp und liegt hier im Saal.“

„Brauchen sich nicht zu grämen! Sehen Sie, wie es Zirel ohne Kind gut geht. Und mein Paralytischer kann sich gar nicht genug freuen, der Teufel soll ihn holen.“

Sie lachte belustigt, aber Ita, die sich ihrer Geschichte erinnerte, fühlte sich angeekelt. Zirel war über das Zusammentreffen offenbar erfreut, sie erzählte, daß sie sich bereits einiges gespart habe, daß ihr Mann jetzt täglich rauche — ersticken solle er daran — daß sie aber noch ziemlich lange in Stellung bliebe, denn es sei einsteilen noch von Vorteil für sie, für sieben Rubel Monatslohn zugleich Amme und Dienstmädchen zu sein. Wenn sie sich 70 Rubel zusammengespart habe, wolle sie sich einen Marktstand einrichten und Fischhandel betreiben.

„Nun und Ihr Kind?“ fragte Ita.

„Mein Ungeheuer, wollen Sie wohl sagen? Ich hab gar nicht mehr daran gedacht, so lange ist es her. Mindel weiß, wo es ist. Gewiß auf jener Welt. Was wollte ich Ihnen noch sagen? Ja, wegen der Mindel. Wissen Sie, man hat sie eingesperrt.“

„Wieso eingesperrt?“ fragte Ita verwundert. „Sie meinen wahrscheinlich eine andere. Wer hat Ihnen das erzählt?“

„Man hat's mir erzählt und damit fertig. Für solche schönen Sachen wird man nicht gehätschelt und getätchelt. Mit ihrer Hilfe sind schon viele Menschen zugrunde gerichtet, das weiß ich schon. Aber solange man's nicht gewußt hat, hat man's eben nicht gewußt. . . Jetzt ist es an den Tag gekommen. Das ist eine schlimme Sache.“

„Was für eine Sache? Wie sonderbar, ich weiß von nichts.“

„So eine Sache nämlich: wissen Sie noch, die Manja? Ja, die war ja öfter bei Ihnen. Wir sind auch einmal alle zusammen von Rose fort. Wissen Sie's noch?“

„Mein Gott, was ist mit der Manja passiert?“ flüsterte Ita.

„Manja liegt im Sterben. Hier im Krankenhaus. Haben Sie's nicht gewußt? Ja, ja. Die alte Mindel hat sie kaputt gemacht. Manjas Schatz, Zaskka, wollte es aber nicht dabei bewenden lassen und meldete die Geschichte der Polizei. Natürlich hat man Mindel gleich eingesperrt. Man sagt, in ihrem Zimmer hätte man drei tote Kinder gefunden.“

Ita hörte der Erzählung zu und begriff nicht recht, was sie hörte, so hatte die Neuigkeit sie erschüttert.

„Was für eine entsetzliche Geschichte,“ flüsterte sie. „Wissen Sie genau, daß es wahr ist? Manja stirbt? Und Sie haben sie selbst im Krankenhaus gesehen? Armes, unglückliches Mädchen! Es ist noch gar nicht lange her, daß

ich sie sah und ihr versprach, zu ihr zu kommen. Wie habe ich sie doch gebeten, es nicht zu tun.“

„Das ist das Leben,“ sagte Zirel philosophierend, „seinem Schicksal entgeht man nicht. Wollen Sie sie sehen? Ich kann Ihnen zeigen, wo sie liegt. Sie werden sie wohl noch am Leben finden.“

Ita ging freudig darauf ein und beide schritten auf ein am Ende des Hofes stehendes Gebäude zu.

„Was nicht alles in der kurzen Zeit passiert ist,“ sagte Zirel. „Etel hat man begraben. So eine nette Frau war das. So fein und gescheit und hat sich doch umbringen lassen. Wäre es denn nicht besser gewesen, niederzukommen und der alten Mindel das Kind zu geben? Ja, Ita, man muß das Leben nicht nur verstehen, man muß schlauer sein als das Leben. Was hat Etel damit erreicht? Ihr Mann hat sich schon eine andere genommen, obwohl er ganz zweifelhaft getan hat — und sie fault da unten im Grabe.“

Ita hörte ihr zu und nickte. Etel's Mann hat wieder geheiratet. Wer hätte das denken können. So ein gemeiner Mensch!

Sie traten in den Korridor, und Zirel brach ihre Erzählung ab. Sie zeigte Ita den Saal und das Bett, wo Manja lag, bat die Pflegerin, Ita einzulassen und verabschiedete sich dann. Schüchtern schritt Ita durch den Saal, an dessen beiden langen Seiten zwei Reihen von Betten standen, auf denen eine Anzahl Frauen saßen oder lagen. Andere wieder wandelten einzeln oder in Gruppen durch den Saal, in dem es zur großen Verwunderung Itas sehr lebendig zuging. Bitternd trat sie an das Bett Manjas. Manja erkannte sie sofort und gab ihrer Freude durch ein schwaches Lächeln Ausdruck, denn es war ihr verboten, sich zu bewegen. Ita war in einen Streifen hellen Lichts geraten und schloß unwillkürlich die Augen. Das Mittelfenster war ganz von Sonnenlicht überflutet und blendete das Auge. Vom Fenster aus redete sich aber ein breiter heller Streifen bis an die gegenüberliegende Wand, wo er ein goldenes Quadrat bildete, und winzige graue Stäubchen wirbelten und flossen durcheinander in dem hellen Schein. Scharf traten aus dem allgemeinen Lärm zwei freischende Weiberstimmen hervor, die über den ganzen Saal herüber miteinander zankten. Von Zeit zu Zeit kam die Krankenschwester, rot und schweißend, zankte ärgerlich und empört die Kranken aus und schaffte Ordnung.

Ita setzte sich neben Manja und faßte sie bei der Hand. „Müssen wir uns hier treffen!“ sprach sie traurig, „das hab' ich nicht gedacht. Wie hab' ich Sie doch gewarnt!“

Manja legte den Eisbeutel auf ihrem aufgetriebenen Leib zurecht und wandte sich ab. Ita sah sie von der Seite an und wurde erst jetzt gewahr, wie sie sich verändert hatte. Nase, Kinn und Lippen waren eingesunken und von einer dunkelgelben Farbe, wie man sie bei Toten trifft. Die Augen lagen tief in ihren Höhlen, hatten aber einen merkwürdigen Glanz, und diese glänzenden Augen und die roten Wangen, die aussahen, als ob sie geschminkt wären, verliehen dem ganzen Gesicht einen so beseelten Ausdruck, daß man auf den ersten Blick etwas Starkes, Lebendes, Aufblühendes vor sich zu haben glaubte.

„Wissen Sie noch,“ begann endlich Manja. „Sie haben mir einmal gesagt, Sie hätten Pech. Aber Sie mußten damals nicht, Ita, daß Sie im Vergleich zu mir eine Ausgewählte sind. Früher habe ich auch geglaubt, ich hätte Charakter; aber nicht Sie, sondern ich bin zur Dirne geworden. Ich sage es nicht aus Reid, sondern ich antworte nur auf Ihre Worte. Sie sind weich, Ita. Aber wenn man Sie bedrängt, so ziehen Sie sich Schritt für Schritt zurück; ich aber, die Starke, die Feste, bin wie eine Glaspuppe in Splitter gegangen, sowie man mich ordentlich angepackt hat. Haben Sie's jetzt verstanden? Was haben Ihre Ratschläge, Ihre Bitten für mich bedeuten können? Wissen Sie, daß Etel tot ist?“

„Ja, ich war bei ihrem Begräbnis. Ihr Mann hat jetzt wieder geheiratet.“

„So?“ sagte Manja gleichgültig. „Man hat mir erzählt, daß sie es eigentlich gar nicht nötig gehabt hätte, sich an Mindel zu wenden. Warum hat sie es aber doch getan? Ich

fenne mich nicht aus, Ita. Je länger ich lebe, desto weniger fenne ich mich aus."

Ita beeilte sich, ihr ihre letzte Unterredung mit Etel zu erzählen. Zuerst lautete Manja aufmerksam zu, aber dann fuhr sie mit der Hand durch die Luft, als ob die Erzählung sie quäle.

"Sie haben mich nicht verstanden, Ita, wir sind ja doch alle verkrüppelt, selten wird eine von uns schwanger, aber das Glück fehlt doch. Daß Etel sich zum Krüppel machen wollte, ist natürlich schon ein Mittel, aber nicht gegen die richtige Krankheit," schloß sie mit einem geheimen Gedanken.

"Sind Sie schon lange hier?"

"Fünf Tage, aber mir ist's, als ob es fünf Jahre wären, so leide ich. Auch jetzt noch muß ich mich mit Gewalt beherrschen, um nicht zu schreien, obwohl ich den Schmerz schon gewöhnt bin. Man gewöhnt sich an alles, Ita, so gemein ist die Menschenseele eingerichtet."

"Und mein Kind liegt hier in der Kinderabteilung. Es hat den Krupp," teilte ihr Ita mit, als ob sie ihr zu verstehen geben wollte, daß man sich nicht an alles gewöhnen könne.

Manja verstand sie und fragte nicht weiter.

"Der Mensch," sagte sie, immer daran denkend, was sie vom ersten Tage ihrer Krankheit an ununterbrochen beschäftigt, "der Mensch ist ein bissiger Hund, der an eine kurze Kette gebunden ist. Gut, daß sie noch kurz ist. Aber Tschka werde ich es nie verzeihen, sogar im Sterben nicht. Glauben Sie, mein Leben tut mir leid? Wenn ich noch einen Glauben hätte, würde ich sagen: Gott sei Dank, aber ich glaube an nichts mehr und sehe in mir nichts als eine Schmutzgrube. Gibt es denn noch einen Schmutz, mit dem man nach mir nicht geworfen hätte? Sie können sich ja selbst in Ihren besten Stunden gar nicht vorstellen, wie ich war, als ich hergekommen bin. Die heiligen Bücher sind mehr beschnitten von menschlichen Händen als ich es war. Und nach zwei Jahren bin ich jetzt so besudelt wie eine Mistgrube. Eine Hoffnung hatte ich noch, um mich aus dem Schmutz herauszuarbeiten, und deshalb war mir mein Kind, das kommen sollte, so teuer. Ein Leisferrn, ein Retter war es für mich. Aber es ist zugrunde gegangen wie meine jungen Träume, wie mein Verlobter, wie meine Reinheit und Unschuld, und seit ich beschlossen habe, das in mir keimende Leben zu töten, fühle ich so einen Haß gegen mich selbst, daß ich den Tod mit Freuden begrüßen werde."

Sie lag da und sah streng vor sich hin, und in ihren Augen spiegelte sich deutlich der Haß eines Menschen, der gegen sich selbst ein unabänderliches Vernichtungsurteil gesprochen hat. Ita verstand dies aber nicht und war bemüht, in ihr das gewohnte Gefühl der Ergebenheit wachzurufen.

(Fortsetzung folgt.)

Simplicianische Schriften.

Der Roman ist bekanntlich das Epos der Neuzeit. Der Roman hat sich aus der erzählenden Versdichtung des Mittelalters heraus gebildet, was rein äußerlich sogar im wörtlichsten Sinne zutrifft, da die ältesten Prosaromane vielfach weiter nichts als Prosaauflösungen von Epen sind. Das Bedürfnis nach prosaischer Unterhaltungsliteratur tritt in jener Zeit auf, die wir als den Uebergang vom Mittelalter in die Neuzeit zu bezeichnen pflegen, während gleichzeitig der Geschmacks- und Versdichtungen stark abnahm. Die allgemeinen kulturellen Ursachen dieser Geschmacksveränderung sind etwa folgende.

Die Erfindung der Buchdruckerkunst und die von Italien aus eingeleitete Wiedererweckung des klassischen Altertums bewirkte eine ungeahnte Demokratisierung des Lesebedürfnisses und der Lesekunst, während im Mittelalter nicht einmal die Ritter lesen und schreiben konnten, so daß ihnen die Literatur nur durch Vortrag zugänglich war. Woher sollte aber das große Publikum das Lesematerial nehmen? Das Mittelhochdeutsche aus der Zeit um 1200 war die Sprache der höchsten literarischen Entfaltung gewesen, und diese Sprache war von der des Jahres 1500 so verschieden, wie etwa die letztere von der heutigen. Mit anderen Worten: das Publikum verstand diese Sprache nicht mehr, in der viele mittlerweil verschwindende oder veraltete Wörter vorkamen und in der manche Laute eine ganz andere Bedeutung gehabt hatten, mit deren Wechsel auch Tonfall und Reim zerstört wurden. Ganz zu schweigen von der veränderten Weltanschauung des zur Reformation an Haupt und Gliedern drängenden Zeitalters. Auch vermißt man in der mittelhochdeutschen Literatur die Vorstellungswelt des klassischen Altertums, an die man durch die Renaissance gewöhnt worden war. Anderer-

seits wirkte die — natürlich auch prosaische — Uebersetzungstätigkeit, wobei außerdem besonders die italienischen Romane ein zur Nachahmung reizendes Vorbild boten.

Schon um 1300 war der französische *Dancelot-Roman* überfetzt worden, der aber später in Vergessenheit geriet und nie gedruckt worden zu sein scheint. Erst nach 1450 nimmt die Roman-übersetzung einen Aufschwung. Ritterliche und phantastische Abenteuer und Liebesgeschichten bilden den Inhalt dieser Literatur, aus der besonders der *Sierabras* und die *Saimonskinder* hervortragen.

Um die Mitte des 16. Jahrhunderts versucht als erster Georg Wickram von Kolmar, selbst deutsche Romane zu erfinden. Er schreibt breit, gut bürgerlich und ungemein naiv, indem er seinen Mittern und Fürsten seine eigene Weltanschauung aufnötigt. Seine Behandlung der Geschlechtsliebe unterscheidet ihn prinzipiell von den französischen Vorbildern: Wirksam ist im Gegensatz zu den frühlich sündhaften Welschen von pedantischer Moral und vermeidet sogar die bloße Schilderung dessen, was nicht seinen strengen Ansprüchen genügen könnte.

Die Welschen schickten in jener Zeit eine ganze Familie von Romanen durch Europa, die alsbald auch in Deutschland alles andere in den Schatten drängte: den *Amadis* und seine Nachkommen. Der Spanier Garcia Ordonez de Montalvo brachte die Sache in Schwung, indem er ein verschollenes Original bearbeitete. Andere Autoren pflanzten den Feldern fort, d. h. sie machten seine Nachkommen viele Generationen hindurch immer wieder zu Mittelpunkten neuer Romane. Die Franzosen brachten die Geschichte auf 25 Bücher. Seit 1569 erschienen auch deutsche Uebersetzungen.

Die im Ausgang des 16. Jahrhunderts auftauchenden deutschen Originalwerke (*Faust*, *Schildbürger*, *Eulenspiegel*) sind ebenso wie *Fischarts* Bearbeitung des *Gargantua* weit entfernt von dem Wesen eines Romans. Seit dem ersten Drittel des 17. Jahrhunderts entwickelte sich unter dem Einfluß der Dithischen Gelehrtenhochschule der heroisch-galante Roman, dessen Vertreter neben Lohenstein (*Arminius*) und Ziegler (*Wanise*) besonders auch Philipp von Zesen war. Seine *Asienat* gab den Anlaß zu einer literarischen Fehde mit dem Manne, der mit den meisten seiner Werke in scharfem Gegensatz zu der ganzen heroisch-galanten Richtung stand: Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen, Verfasser des *Simplicius Simplicissimus*.

Grimmelshausen wurde 1625 in oder bei Gehlhäusen in Hessen geboren, kam mit zehn Jahren als "ein roziger Musikquerdler", wie ein übelwollender Kritiker ihm vorwarf, zu den Soldaten und blieb wohl bis zum Friedensschlusse von 1648 beim Heere. Der erwähnte Kritiker wünschte ihm, er wäre immer dabei geblieben, worauf Grimmelshausen, vernüchlich unter dem Schutze des § 193, stolz entgegnete: "Was mehrestu Bestia wohl, weil ich also ohngelehrter etwas unterstehe, was ich erst gethan haben würde, wenn ich dazu aufgezogen und von Jugend uff angeführt worden were?" — Sind schon die Jahre bis 1648 in Dunkel gehüllt, so noch mehr das folgende Jahrzehnt, von dem wir nur mutmaßen können, daß Grimmelshausen sich in Dänemark, den Niederlanden und Polen aufgehalten habe. Daß er große Reisen gemacht hat, beweisen seine Kenntnisse. Erst vom Jahre 1658 an wissen wir ihn wenigstens mit Sicherheit als Schriftsteller tätig. 1667 endlich ist die erste sichere Jahreszahl, die den merkwürdigen Mann in fester Stellung zeigt: als Schultheiß zu Neuchen in bischöflich Strazburgischen Diensten.

In dieser an sich wohl wenig arbeitsreichen Stellung war er ungemein produktiv. Neben seinen prosaischen Schriften und satirischen Gedichten zeugte er noch in zweiter Ehe eine Tochter zu den aus erster Ehe vorhandenen Söhnen. Am 17. August 1676 starb er.

Wer ein von Anfang an so bewegtes Leben führt, ist natürlich Autodidakt. Grimmelshausen läßt seinen *Simplicissimus* selber von den Studien erzählen, die er gemacht hat, um die Lücken seiner theoretischen Bildung auszufüllen. Merkwürdig ist, daß sich dieser Mann so lange hinter Pseudonymen verbarg, die er durch (neun verschiedene) Buchstabenstellungen aus seinem Namen bildete, daß nach seinem Tode durch die Nachlässigkeit und Unachtsamkeit des gelehrten und nichtgelehrten Publikums der wahre Verfasser in Vergessenheit geriet, der erst in der Mitte des 19. Jahrhunderts wieder entdeckt wurde. Dieses völlige Verschollensein ist um so merkwürdiger, als seine Zeitgenossen den vielmännigen Autor genau kannten, wie aus einem Lobgedicht hervorgeht, das anfängt:

"Der Grimmelshausen mag sich, wie auch beh den Alten der alt Protheus thät, in mancherley Gestalten verändern, wie er will, so wird Er doch erkandt — an seiner Feder hier, an seiner treuen Hand. Er schreibe, was Er will . . ."

So geht es weiter, bis es zum Schluß heißt:

" . . . so blick doch Klar herfür, daß Er nur Fleiß ankehr, wie Er mit Lust und Ruh den Weg zur Tugend lehr."

Das Hauptwerk Grimmelshausens ist "Der abenteuerliche *Simplicius Simplicissimus*", der jetzt in einer neuen, an dieser Stelle schon kurz gekennzeichneten Ausgabe vorliegt.) Es

*) "Des Hans Jakob Christoph von Grimmelshausen Abenteuerlicher *Simplicius Simplicissimus*." Neu an Tag geben und in unser Schriftdeutsch gesetzt von Engelbert Hegant. Albert Langen, München 1909.

handelt sich um eine Ausgabe vom belletristischen Standpunkt aus, bestimmt und geeignet, den ästhetischen Genuß, abseits von streng philologischer Wissenschaftlichkeit, zu ermöglichen. Dem dient vor allem auch die geschickte Modernisierung der Sprache, die niemals so weit geht, das Eigentümliche des Verfassers zu unterdrücken. Wo sich schwer verständliche Ausdrücke finden, bietet ein Verzeichnis am Schluß willkommene Erläuterungen. Dazu kommt die gute Ausstattung, die zugleich den Hauptunterschied gegen alle früheren Ausgaben ausmacht, die im besten Falle nüchtern anmuten. Es fehlt nicht an solchen Ausgaben sowohl wissenschaftlicher als populärer Prägung. Zum erstenmal erschien der „Simplicissimus“ 1668. Diese Ausgabe ist aber nicht erhalten. 1669 kam die zweite heraus, um ein sechstes Buch vermehrt. Es folgten dann noch eine Reihe weiterer Ausgaben in den Jahren 1669—1671, die teils nur Nachdrücke, teils aber Bearbeitungen des Verfassers darstellten. Im einzelnen finden zahlreiche Abweichungen statt. In den Jahren 1683, 1684, 1685 und 1713 erschienen dann vier Gesamtausgaben. Wichtiger sind hier die neuen Ausgaben, von denen die erste 1756 erschien.

Es folgt ein Auszug 1779 und eine Neubearbeitung 1785. Seitdem tauchen in ununterbrochener Folge fast in jedem Jahrzehnt neue Ausgaben auf. 1790, 1810, 1822, 1836, 1848 handelt es sich mehr um „Erneuerungen“ und dergleichen. Erst 1852 folgt eine genauere, aber nicht vollendete Ausgabe, während 1854 Adelbert v. Keller in der Bibliothek des Literarischen Vereins zu Stuttgart und 1863 Heinrich Kurz in der Deutschen Bibliothek gründlichere Ausgaben schufen. Ein paar weitere Ausgaben, von Lenz (bei Reclam), von Landhard (1876), von E. S. Meyer (1876) und von Weibrecht (1890), sind Umarbeitungen, also mit Vorsicht zu genießen. Gut sind die Ausgaben von Littmann (1874) und von Kögel (1880), die aber durch jene von Bobertag überholt wurden, der für die Sammlung der „Deutschen National-Literatur“ die maßgebende historisch-kritische Ausgabe (1883) mit umfangreichem Apparat geschaffen hat. Wer dieses schwere Geschick scheut und dennoch eine unbeschränkte Ausgabe haben will, dem ist entschieden die neue, Langenische zu empfehlen, die allerdings nicht die Reclamsche Billigkeit erreicht, aber dafür frei ist von der „Alldisficht“ auf „Jugend und Volk“, denen man lastrizierte Kunstwerke zumutet.

Auf seinen „Simplicissimus“ ließ GrimmeLshausen noch einige Schriften folgen, die desselben Geistes sind und darum unter dem Namen „Simplicianische Schriften“ zusammengefaßt werden. „Kontinuationen“ (Fortsetzungen) nannte sie der Autor selber.

Von zweien der drei wichtigsten dieser Kontinuationen — Courage, Springinsfeld, Vogelneß sind kurz die Titel — liegen nun ebenfalls ein paar Neuausgaben**) vor, die um so mehr zu begrüßen sind, als diese Schriften nun in den oben erwähnten, zum Teil vergriffenen Ausgaben von Keller, Kurz, Littmann und Bobertag enthalten waren. Auch das „Vogelneß“ soll noch erscheinen.

Die beiden Bändchen sind hübsch und einfach ausgestattet und bieten einen sehr stark modernisierten Text, der dadurch für mein Empfinden sogar zu sehr vom Ton des Originals abweicht. Und dieser Ton bildet doch mit den größten Reiz GrimmeLshausens, was genau beim „Simplicissimus“ gedehrend herabwürdigend hat. Freilich enthebt die Methode Arnolds den Leser jeder Mühe, der sein Verständnis hegen könnte. Unvermeidliche Altertümlichkeiten des Ausdrucks werden gleich in Klammern oder Fußnoten erklärt. Die Unterlagen zu diesen Erklärungen sind offenbar zum Teil den vorhandenen kritischen Ausgaben stillschweigend entnommen. Ob sich die Herübernahme der unechten Zutaten aus den alten Gesamtausgaben (es sind ihrer vier, nicht eine, wie Arnold mit anderen irrtümlich annimmt) rechtfertigen läßt, ist um so fraglicher, als gerade sie dem Unterhaltungszweck, für den diese Ausgaben doch bestimmt sind, wenig bieten und im Gegenteil des naiven Lesers Geschmack und Urteil verwirren müssen.

Wie dem auch sei, es liegt jetzt der wesentliche Teil vom Schaffen eines Dichters in Neuausgaben vor, der auf dem Gipfel des deutschen Barnab im siebzehnten Jahrhundert steht. GrimmeLshausen ist nicht nur in der Zeit zwischen der mittelhochdeutschen Blüteperiode (wenn wir vom späteren Volkslied absehen) und Lessing der größte und merkwürdigste Dichter, sondern auch derjenige, der sich am lebendigsten erhalten hat oder doch die Kraft in sich trägt, zum stärksten Leben wieder ertwacht zu werden. Das ist den Eigenschaften zu danken, die diesen Bauernjungen am meisten von seinen dichtenden Zeitgenossen unterscheiden: seiner Unbefangenheit, die unbeirrt von Theorie und Autorität die Kunst des Schöns behält, und seiner unpathetischen, unimentalen, an den prächtvollen Rhythmus Shakespearischer Gestalten erinnernden Weltanschauung. Einer Weltanschauung, wie sie ein Kerl besitzen muß, der im dreißigjährigen Krieg aufwächst, ohne sich unterliegen zu lassen. Als einzigdastehendes Kulturbild der dreißiger, vierziger, fünfziger Jahre des siebzehnten Jahrhunderts besitzen die Simplicianischen Schriften, noch weit über ihren ästhetischen Wert hinaus, unergleichen zeitgeschichtliche Bedeutung. Was die Nordbrennerei

des Dreißigjährigen Krieges an Dokumenten ihrer selbst vernichtet hat, das wird durch die genial geschauten und gestalteten Bilder dieser Kriegs- und Landstreicher geschichten aufgewogen. Besser als es alle beschreibenden Werke kultur- und sittengeschichtlicher Richtung vermöchten, geben die Ergebnisse der Simplicianischen Felder den rechten Begriff von einer wüsten und rohen, aber jedenfalls nicht kleinlichen, nicht engen Zeit. Die Art, wie der Autor auf das Leben seines Simplex, d. h. auf sein eigenes zurückblickt, gemahnt in vielem an die Schilderung der Lehr- und Wanderjahre eines andern, dessen Wesen und Ursprung freilich denen des Simplex ganz entgegengesetzt sind. Meines Wissens ist eine Nebeneinanderstellung des Simplicissimus und des Wilhelm Meister nirgends durchgeführt. Sie würde sicher auch dem älteren der beiden Romane weder als Kunstwerk noch als Zeitdokument zum Nachteil ausfallen.

A. Franz.

(Nachdruck verboten.)

Graue Vorzeit und erste Geschichtsdaten.

Wierzig Jahrhunderte blicken auf euch nieder, sagte vor der Schlacht an den Pyramiden Bonaparte zu seinem Heeresgefolge mit theatralischer Betonung. Es war eine Schätzung in Wahn und Vogen und für damaliges Wissen etwas gut gemessen. Weiter nach rückwärts schien jedenfalls nur das Tofuwabohu zu sein, und vielleicht war der Mensch doch nur so alt, wie es die phantastische Jahreszählung der Juden haben wollte.

Ueberblickt man die Ergebnisse der neueren Forschung, so stellt sich heraus, daß unsere Kenntnisse von der früher lebenden Menschheit erstaunlich bereichert worden sind, so erstaunlich, daß die stets und immer geschäftigen Phantasten statt nur mit bescheidenen Jahrtausenden jetzt schon mit Jahrtausenden herumjonglieren und halbrecherische Schlüsse ziehen, vor denen gerade im Interesse einer besonnenen Betrachtung der menschlichen Entwicklung dringend gewarnt werden muß.

Als ältestes sichthbares Geschichtsdatum hat kürzlich Professor Ed. Meyer den 19. Juli des Jahres 4241 vor Christus nachgewiesen. Es ist der Tag der Einführung des ägyptischen Kalenders; er läßt sich aus der Wiederkehr des Siriusausganges in der Morgendämmerung unter der Breite von Memphis berechnen. Eine Kalenderberechnung und -einführung ist keine Kleinigkeit, und setzt eine beträchtliche Geistesausbildung voraus. Man darf also die Entwicklung einer solchen für den rückwärtsliegenden Zeitraum Ägyptens ohne weiteres annehmen, nur fehlt es uns vorläufig an jeder festen Zeitbestimmung, die noch älter wäre. Der Bau der großen Pyramiden beginnt 2900 v. Chr., die Begründung des ältesten Einheitsstaates unter Menes (dessen Siedelgrab wir noch haben, fällt um 3300 v. Chr. Weiter zurück bestehen dann zwei Reiche; in nördlichen wird der erwähnte Kalender gemacht. Bis in diese Zeit hinein reichen die ältesten Grabsünde. Wir finden da einen allmählichen Uebergang von der Stein- zur Metallzeit; man lernt Kupfer und Gold bearbeiten, während der Stein nach wie vor das maßgebende Material bleibt. Jenseits davon ist alle Verechnung unsicher, und die künstlich bearbeiteten harten Steinscherben des sogenannten Armenischen, nach denen man wie bei uns jetzt auch in Ägypten gräbt, sind jedenfalls vom Jahre der Kalendereinführung durch unermessliche, aber nicht berechenbare oder auch nur schätzbare Zeiträume getrennt.

Aus den Darstellungen der ägyptischen Denkmäler kennen wir von 3300 v. Chr. an auch die Nachbarvölker Nubier, Libyer und Semiten, die nach Gestalt, Kleidung und Haartracht deutlich charakterisiert sind. Die ältesten Funde aus Syrien und Palästina kommen aber nicht über 2500 v. Chr. hinaus. Die Forschung in Babylonien ist dadurch benachteiligt, daß dort festes Steinmaterial vor Alters selten und kostspielig war und infolgedessen nicht allgemein für Inschriften verwendet wurde. Die älteste Dynastie in Babel kam um 2600 v. Chr. zur Herrschaft; ihr gehörte der viel erwähnte Chamurabi an (1958—1916). Vor diesen Semiten bestand um 2300 v. Chr. das Reich von Sumer und Akkad; vor diesem um 2500 v. Chr. wieder das semitische Reich des Sargon und Naramsin. Davor wieder liegt eine sumerische Epoche, aus der wir rohe Skulpturen und Tontafeln mit Schrift haben, die etwa bis 2900 v. Chr. hinaufreichen, zu welcher Zeit also in Ägypten schon ein hochentwickeltes Staatsleben vorhanden war. Aus Ägypten kennen wir die ersten Anfänge der Schrift; aus Babylon noch nicht.

Die Völker nördlich des Taurusgebirges werden neuerdings, besonders von Prof. v. Luschän, als eine Art eigener Rasse angesehen. Geschichtlich treten sie uns zuerst um 1760 v. Chr. entgegen, aus welcher Zeit eine babylonische Chronik vom Eindringen der Chetiter in Babylonien berichtet. Der Einfall der Hysios in Ägypten hängt wahrscheinlich hiermit zusammen. Ganz neu sind die Entdeckungen von Professor Bindler in Voghazli, die ergeben haben, daß sich hier die Hauptstadt des großen Chetiterreiches befand, von welchem wir aus ägyptischen Quellen schon wußten, daß es um 1300 v. Chr. ganz Kleinasien und Nordsyrien beherrschte. Eine Menge von großen Steinschrifttafeln hatten hier noch der Entzifferung.

*) Später (1895) erschien noch bei Cotta eine Ausgabe.

**Johann Jakob Christoph von GrimmeLshausens Simplicianische Schriften. Erster Teil: „Die Landstreicherin Courage“. Zweiter Teil: „Der seltsame Springinsfeld“. Beides herausgegeben, eingeleitet und erläutert von Ernst Arnold. Stuttgart, Braunsche Verlagshandlung.

Im Westen kommt dann Troja in Betracht. Seine älteste An-
siedlung reicht etwa bis 3000 v. Chr. hinauf. Ueber das Auf-
treten und die Herkunft indogermanischer Völker in diesen frühen
Perioden Kleasiens sind die Meinungen der Gelehrten geteilt.
Prof. Ed. Meyer möchte ihre Anwesenheit erst von 1250 v. Chr. ab
annehmen.

Von den alten Zeiten Kretas haben die Ausgrabungen der
letzten Jahre ein ziemlich scharf umrissenes Bild gegeben. Evans
hat die kretischen Schichten vom Ende der Steinzeit an in drei
Hauptperioden zerlegt: die früh-, mittel- und spätminoische.
Rückwärts betrachtet ist die spätminoische Epoche identisch mit der bis-
her bekannten frühminoischen (1600—1400 v. Chr.) und der 18. Dy-
nastie Aegyptens. Die mittelminoische Schicht ist zu einem Teil
durch ihren Vasenstil als gleichzeitig mit der 12. ägyptischen Dynastie
(2000—1800 v. Chr.) erwiesen. Die frühminoische Schicht enthält
die ältesten Bauten und Gräber Kretas, vor allem gewisse Siegel in
Knopfform, wie sie in Aegypten seit der 6. Dynastie um 2500 v. Chr.
auftauchen. Im Hügel von Knossos liegt dann darunter noch eine Schicht
der ausgehenden Steinzeit von zirka 6 Meter Mächtigkeit, deren
spezielle Erforschung noch aussteht, die aber sicher weit über 3000
v. Chr. hinaufgeht.

Dies sind die ältesten Geschichtsdaten der an der Mittelmeer-
kultur beteiligten Völker nach dem jetzigen Stande der Wissenschaft.
Als brennendstes Problem gilt die Frage nach der Heimat der
Indogermanen. Ein Teil der Forscher nimmt, im Gegensatz zu
früher, an, daß hierfür speziell Norddeutschland und die benachbarten
Landchaften des Ostseegebietes in Betracht kommen, weil in späterer
Zeit immer neue indogermanische Völkerzüge (Kelten, Germanen,
Slaven) von diesen Gegenden ausgehen, und weil die vorgeschicht-
lichen Funde bis zum Anfang der Steinzeit hinauf für diese These zu
sprechen scheinen. Von anderer Seite wird diese Auffassung bekämpft,
namentlich unter Hinweis auf die Funde der kürzlich beendeten Turfan-
Expedition; diese entdeckte nämlich in Zentralasien (in den
Sandwüsten Turkestan) die Ruinenstädte der Tocharer, eines unter-
gegangenen indogermanischen Volkes; die zahlreich gefundenen
Manuskripte in dieser bisher unbekanntem Sprache müssen indessen
erst genügend entziffert werden, ehe sich weiter reichende Schlüsse
ziehen lassen.

A. I. R.

Kleines feuilleton.

Literarisches.

Dalmatien, das Stiefkind unter den Provinzen der öster-
reichisch-ungarischen Monarchie, zugleich aber auch das landschaftlich
schönste und ethnologisch interessanteste Gebiet des Donauraumes,
erfährt neuerdings durch eine Publikation Hermann Wahrs
eine Ehrenrettung. In seiner „Dalmatinischen Reise“
(Berlin, S. Fischer) läßt der Wiener Essayist alle die leider viel zu
wenig genannten Schönheiten des Dalmatinischen Küstenstriches,
seiner Inseln und seiner Städte, an unserm Auge vorbeiziehen.
Und überall zeigt sich Wahrs als besessener Autor, der kunsthistorische
und volkstümliche Kommentare zu geben weiß und über die Schön-
heit des von ihm in knappen Strichen geschilderten Landes auch nicht
seine alte Kultur vergißt, von der er uns viel zu erzählen versteht,
ohne jedoch in irgendeiner Weise dadurch aufdringlich zu werden.

Aber das ist nicht die Hauptsache an dem Wahrschen Buche. Was
es dem Kenner dalmatinischer Zustände besonders wertvoll und
lesenswert macht, ist die scharfe Kritik gegenüber der österreichischen
Verwaltung, die in Dalmatien „wie in Feindes Land haust“. Und
Hermann Wahrs ist nicht der erste, beste, der sich ein Urteil erlaubt.
Er hat auf zahlreichen Reisen Dalmatien kennen gelernt, hat in den
ältesteingesessenen Familien zu Zara, Spalato, Ragusa gute Freunde.
Deren Urteil, das er uns in plastischen Zwiegesprächen vorführt,
macht er sich zu eigen. Und wie wir so tiefer in die Volksseele
der Dalmatiner zu blicken vermögen, erkennen wir, daß alles das,
was staatsreiterische Behörden für großserbische oder italienische
Agitation halten, nichts weiter ist, als eine tiefwurzelnde Liebe
zur Heimat, die man des Aschenbrödelgewandes entkleiden und
wieder zu kulturellem Ruhm und politischen Ehren — beides inner-
halb des österreichisch-ungarischen Staatenverbandes — führen
möchte.

Das ganze, an künstlerischen Feinheiten reiche Buch ist von
einer glühenden Liebe zu dem österreichischen Sonnenlande diktiert.
Diese Liebe nimmt denn auch keinen Schleier vor und sagt Wahr-
heiten, wo sie hingehören. Daß diese Wahrheiten an die richtige
Adresse gelangten, beweist eine an den Schluß des Bandes gefegte
Brevépolemik, in der der Autor wahrlich nicht schlecht abschneidet.
Seinen Zweck: die Landesfremden auf Dalmatien und seine Herr-
lichkeiten aufmerksam zu machen, wird freilich die allzu polemisch
gehaltene Schrift schwerlich in gewünschter Weise erreichen. Auch
die Berliner, die Wahr zum Besuche Dalmatiens auffordert, werden
dem Lande nichts nutzen. Aber dem, der Land und Leute im öster-
reichischen Süden kennt, wird Wahrs Buch über viele Dinge die
Augen öffnen, die ihm bisher unverständlich erschienen.

Dem mit einer stattlichen Anzahl gut herausgekommenen, für
Dalmatien charakteristischer Bilder versehenen Buche ist — nament-
lich im Punkte seiner politischen und ökonomischen Wirkung auf die

Verwaltung des österreichisch-abriatischen Küstengebietes ein voller
Erfolg zu wünschen.

Kulturhistorisches.

Der Pharos von Alexandria. Der alte Leuchtturm
des antiken Alexandria, der zu den sieben Weltwundern gezählt
wurde, ist von altersher für den Bau von Leuchttürmen vorbildlich
geworden; sein Name ist sogar zum Gattungsnamen für Leucht-
türme überhaupt geworden. Aus dem lateinischen pharus ist das
portugiesische pharo, das französische phare, das italienische und
spanische faro geworden. Nach zahlreichen Umbauten wurde der in
der antiken Welt hochberühmte Pharos im Jahre 1317 zerstört.
Der Name lebt weiter, aber seine Reste gerieten in Vergessenheit,
und jahrhundertlang kannte man nicht einmal mehr den Standort
des alten Leuchtturmes. Professor Thiersch vermutet ihn in
der Nähe des heutigen Forts Raïsbah und hat, wie er in
der „Internationalen Wochenschrift“ ausführt, die Absicht,
das noch vorhandene Fundament zu durchforschen; zugleich gibt
er eine interessante Rekonstruktion des alten Baues. Er erhob sich
auf der östlichen Spitze der kleinen Insel Pharos. Im Jahre
283 v. Chr. wurde er im Auftrag des Königs Ptolomäus
Philadelphus vollendet. Drei Stodwerke bildeten den Feuerturm.
Das erste, im Grundriß ein Quadrat, war 60 Meter hoch, hatte
auf der Südseite eine Eingangstür und war von kleinen Löwen
durchbrochen, die zur Beleuchtung der im Innern befindlichen
Vorratskammern dienten. Dieses Hauptstodwerk wurde von einer
Plattform abgegeschlossen, die geschmückt war mit riesigen bronzenen,
Muschelhörner blattenden Seeentauren. Es folgte ein 30 Meter
hohes, rechteckiges Geschoß, das wiederum durch eine Plattform ab-
geschlossen war. Das dritte Stodwerk war zylindrisch und barg
in seinem Kopf das Leuchtfeuer. Darüber stand noch eine bronzene
Niesenstatue, wahrscheinlich die des Poseidon. In seinen Tiefen
enthielt der Pharos ein Trinkwasserreservoir. Ein listiger Aufzug
am Außenbau ermöglichte das Einportschaffen der notwendigen
Materialien. Die Gesamthöhe des Pharos betrug nach Thiersch
120 Meter, eine auch für einen modernen Leuchtturm respektable
Höhe.

Aus dem Tierleben.

Zur Wanderung der Makrele und des Herings.
Obwohl in der Regel der Makrelenfang im Oktober aufhört, haben
doch französische und englische Fischer in den letzten Jahren im eng-
lischen Kanal später noch Tausende Makrelen gefangen, und 1901
stellte man im November im Kanal eine Makrelenbank fest, die so
ergiebig war, daß ein zwei- bis dreistündiger Fang oft an 6000
Kilogramm Fische ergab. Man hat seitdem mehrere solcher winter-
lichen Sammelplätze der Makrele nahe der Küste gefunden, obwohl
bisher angenommen wurde, daß die Makrele im Winter die nörd-
liche Gegend des Atlantischen Ozeans aufsuche, um im Frühjahr
wieder an den Küsten von Cornwall und der Bretagne sowie in der
Nordsee zu erscheinen. Nach den neueren Erfahrungen ist es, wie
der „Prometheus“ schreibt, wahrscheinlich, daß die Makrelen
überhaupt keine Wanderungen unternehmen, sondern nach der
Periode der Fangzeit, wo man sie nahe der Oberfläche findet, ein-
fach größere Tiefen derselben Lokalität aufsuchen, um sich dort mehr
der Ruhe hinzugeben, bis das Frühjahr sie wieder lebendig macht.
Allerdings bleiben die Makrelen nur während des Tages nahe am
Grunde beisammen; in der Nacht zerstreut sich die Bank, die Fische
gehen auf Beute aus und werden dann naturgemäß sehr selten
im Netz gefangen. — Auch beim Hering hat man in den letzten
Jahren lokale Heringsbänke festgestellt, bei denen von einer Wan-
derung eigentlich nicht die Rede sein kann; es schließt das natürlich
nicht aus, daß es neben diesen lokalen Heringsfamilien auch
wandernde gibt, aber jedenfalls ist der Hering ein bei weitem feh-
hafterer Fisch, als bisher angenommen wurde. Im ersten Lebens-
jahre, bis er eine Länge von 10 bis 12 Zentimeter erreicht hat,
bleibt er an Ort und Stelle, wahrscheinlich auch noch im zweiten
Jahre, bis zu einer Länge von 20 bis 22 Zentimeter; von diesem
Alter fängt er an, sporadisch zu werden. In den Gewässern des
englischen Kanals trifft man das ganze Jahr hindurch erwachsene
Heringe, welche genau derselben Rasse angehören wie die Küch-
heringe der Frühjahrsfangzeit, und auch im Winter fangen die
Fischerboote einzelne Heringe, doch immer nur in größeren Tiefen,
während im Sommer ziemlich beträchtliche Mengen an der Ober-
fläche gefangen werden; normannische Fischer fanden unfern der
Küste nahe dem Meeresboden in der Nähe einer Makrelenbank auch
eine andere Heringsbank. Der angenommene Zug der Heringe zu
den Gewässern des Nordpols, von welchen sie dann wieder zurück-
kehren sollen, wird durch solche lokale Heringsbänke in Frage ge-
stellt. Derartige Bänke machen auch die Beobachtung der Fischer
erklärlich, welche ganz bestimmte lokale Heringsmassen unterscheiden,
die immer wieder in demselben Revier gefangen werden, gewöhnlich
zu der Zeit, wenn sie sich zum Fortpflanzungsgeschäft sammeln.
Allerdings geht danach fast ein volles Jahr ihre Spur verloren, so
daß ihr Lebenskreislauf unbekannt bleibt, dessen Vorhandensein nur
dadurch bestätigt wird, daß die Heringsrassen immer wieder an
ihrem Geburtsplatze zum Laichen erscheinen.